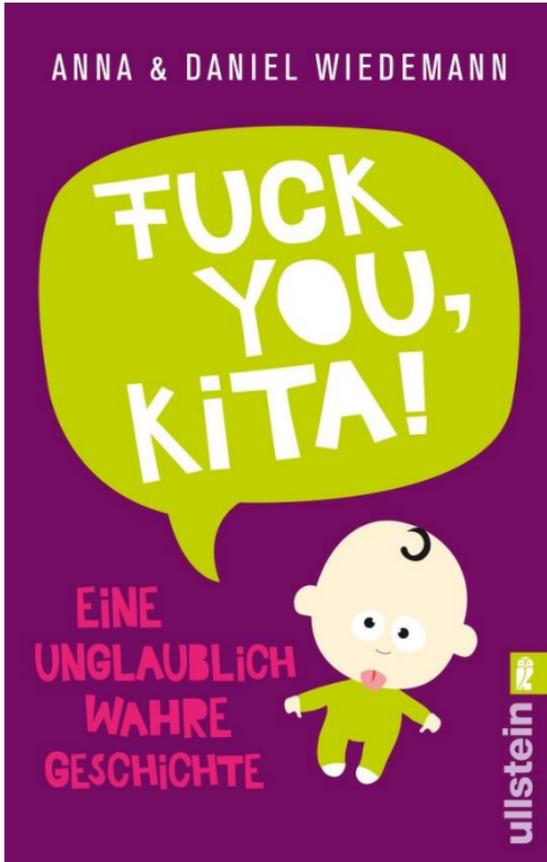


Leseprobe aus:

Anna & Daniel Wiedemann

**Fuck you, Kita!**



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

ANNA & DANIEL WIEDEMANN

**FUCK  
YOU,  
KiTA!**

Eine unglaublich wahre Geschichte

Ullstein

## VORWORT

Es gibt da diesen Kinofilm mit Til Schweiger, der voll ist mit schönen Bildern, hübschen Menschen, netter Musik. Eine einfache Liebesgeschichte für die meisten, für Eltern noch viel mehr.

Denn in diesem Film spielt neben den gutaussehenden Schauspielern ein Kindergarten eine wichtige Rolle. Und was für einer. Nach dem Film fielen uns im Kinofoyer die vielen feuchten Augen auf, von Tränen der Rührung ... oder vielleicht einfach vom vielen Lachen. Bestimmt waren die Eltern unter den Zuschauern auch von der Liebesgeschichte ergriffen, aber was uns wirklich ans Herz ging, war dieser Kindergarten.

Er ist in dieser wunderschönen alten Villa untergebracht, umgeben von einem mit Bäumen bewachsenen, großen Garten, innen vollgestopft mit Spielzeug, das Kinderherzen höherschlagen lässt. Und als wäre das nicht schon genug, arbeiten dort auch noch zwei Erzieherinnen wie aus dem Bilderbuch, die sich mit jeder Faser ihres Körpers dazu berufen fühlen, den Kindern eine schöne Zeit zu bereiten. Jeder Tag scheint auch für sie aufs Neue ein Abenteuer zu sein. Im liebevoll angelegten Grün werden kreative Spiele zelebriert. So haben die Kinder am Ende ihrer Kita-Zeit nicht nur viele tolle Erinnerungen, sondern sind darüber hinaus noch in der Lage, niedliche kleine Stofftierchen mit anatomischen Schönheitsfehlern zu basteln.

Genau so – oder zumindest so ähnlich – stellen sich junge, unerfahrene Eltern, wie wir es damals waren, die zukünftige Kita für ihr erstes Kind vor.

Das erste Jahr mit einem Kind gehört zu der schönsten Zeit im Leben, die man sich nur denken kann. Natürlich ist es ebenso anstrengend: Die Auswirkungen von chronischem Schlafmangel sind von Folterberichten aus Diktaturen und Tierversuchen bekannt ... Doch dieser Zauber, ein neues Wesen in seinen vier Wänden zu haben, ist mit nichts zu vergleichen. Das frischgebackene Familienmitglied wird in Watte gepackt, rundum mit allem versorgt, was es braucht (und oft auch mit dem, was es nicht wirklich braucht). Es wird zum wichtigsten Thema der Welt und zum Mittelpunkt der Familie.

In Berlin ist es traditionell üblich, dass beide Elternteile bereits zu einem recht frühen Zeitpunkt nach der Geburt wieder arbeiten gehen. Daher gibt es viele Kitas, die schon wenige Monate alte Babys aufnehmen. Unser Ost-Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg ist dafür bekannt, kinderreich und kinderfreundlich zu sein. Eine ungeheure Menge an Spielplätzen, Spielcafés, Elterntreffs, Mami-Boutiquen, Väter-Kursen und eben vergleichsweise viele Kitas zeigen das. Ein Glücksfall, denn unseren Wohnort haben wir nicht erst gewählt, seitdem wir ein Paar mit Kind sind – wir wohnten hier schon, als das Thema Familienplanung noch in weiter Ferne lag.

Aus anderen, vor allem west- und süddeutschen Städten, hören wir immer wieder erschreckende Berichte von befreundeten Eltern: Kein Kita-Platz weit und breit, und die private Kinderbetreuung ist meist nicht zu bezahlen. In teuren Städten wie München wird das für die Kleinfamilie schnell

zum Überlebenskampf. Sind keine Großeltern in der Nähe, müssen viele Eltern mit Kleinstkindern ihr bisheriges Leben komplett umkrempeln, schlimmstenfalls aus logistischen Gründen sogar wegziehen.

Gut ein Jahr nach der Geburt von Gustav wollten wir beide wieder arbeiten. Das war der ursprüngliche Plan. Daniel Vollzeit, Anna Teilzeit. Dass wir durch unseren Nachwuchs Abstriche bei der Karriereverwirklichung und beim Einkommen machen müssten, war uns natürlich bewusst.

Wie so vielen Eltern war es uns aber sehr wichtig, unser Kind tagsüber, während wir beide arbeiteten, gut betreut zu wissen. So begann unsere Suche nach einem Kita-Platz.

Zu Beginn waren wir noch ganz naiv und malten uns einen Ort der Glückseligkeit aus, wo unser Kind alles bekommt, was es braucht, aber davon auch nicht zu viel. Unser Ziel waren keine veganen Kindergärten, mehrsprachige, musikalische und sogenannte Bewegungs-Kitas. Wir wollten etwas ganz Normales, mit normalen, aber liebevollen Erziehern, normalen Kindern und normalen Eltern. Denn Normalität, so langweilig das klingen mag, ist unserer Meinung nach eine gute Basis für ein Kind, selbstbewusst mit beiden Beinen durchs Leben zu stiefeln.

Zu der Zeit wussten wir aber auch noch nichts oder nur wenig von fehlendem Erzieherpersonal, Kita-Platz-Mangel, Problemen mit der Eingewöhnung, Kinderkrankheiten und Schließzeiten.

Während wir dieses Buch schreiben, ist in der politischen Kita-Welt die Hölle los. Jedes Kind unter drei Jahren soll bis August 2013 Anspruch auf einen Kita-Platz haben. Die Eltern

können diesen Platz im Zweifel gerichtlich einklagen. In vielen Gemeinden, vor allem in den weniger wohlhabenden, wird es darum mit Sicherheit zu großen Engpässen kommen. Es fehlen immer noch zu viele Betreuungsplätze, nicht nur, aber vor allem für Kinder unter drei Jahren.

Infolgedessen nimmt der allgemeine Erziehermangel immer obskure Formen an. Als Schlecker Konkurs anmelde- te, schlug Arbeitsministerin Ursula von der Leyen tatsächlich vor, die sogenannten »Schlecker-Frauen« als Erzieherinnen umzuschulen. Oder Hartz-IV-Empfänger. Eine große Tageszeitung riet allen Ernstes, ehemalige Soldaten als Erzieher einzusetzen, um endlich dem Mangel an männlichen Fachkräften zu begegnen. Die Lage der politisch Verantwortlichen scheint verzweifelt zu sein, und der Druck wird weiter wachsen.

In Deutschland ist es weiterhin schwierig, Kind und Beruf miteinander zu vereinbaren, geeignete Betreuungsplätze zu finden sowie qualifizierte Erzieher. Ein Beruf, der immer noch viel zu schlecht bezahlt wird und leider eine viel zu geringe gesellschaftliche Anerkennung genießt.

Erst als wir damals begannen, für unseren Sohn Gustav einen Kita-Platz zu suchen, wurde uns bewusst, wie spät wir offensichtlich dran waren. Bei unserem ersten Infonachmittag in unserer Traumkita in der Nachbarschaft schnappten wir den Satz auf, der unsere Gedanken in den nächsten Wochen bestimmen sollte: »Fuck you, Kita!«

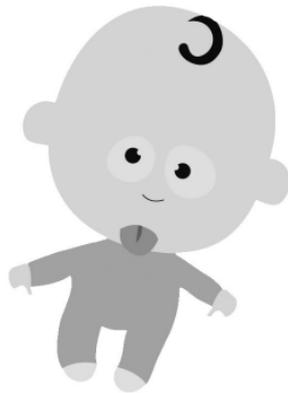
Das hört sich aus dem Mund eines wütenden Fünfjährigen vielleicht ganz ulkig an, seine Verzweiflung sollte aber bald auf uns übergehen. Nicht dass wir uns über dieselben Dinge geärgert hätten. Der Junge war erbost über ein zu Recht aus-

gesprochenes Verbot seiner Erzieherin. Der Ausruf beinhaltete aber auch für uns eine Wahrheit, die wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht erahnen konnten. Der Kleine sollte nämlich in erschreckender Weise recht behalten.

Nach einigen Wochen nervtötender Suche nach einem Betreuungsplatz für Gustav wurde der Satz des Jungen zu unserem Mantra. Jeden Morgen wachten wir mit diesem Gedanken auf und nahmen ihn abends wieder mit ins Bett. Es gab ihn nämlich nicht, den freien Betreuungsplatz in einer Kita in unserer Nähe.

Die Suche nach einem Kita-Platz – und auch der Alltag in der Tagesstätte – war ein unglaubliches Abenteuer für uns und ist es noch heute, jeden Tag aufs Neue.

# **DiE SUCHE**



# 1

## ENTSCHEIDUNGSSCHWIERIGKEITEN (ANNA)

Morgens stehe ich nichtsahnend im kleinen Supermarkt gleich um die Ecke. Vor mir das Regal gefüllt mit bunten Schokoladentafeln. Ich habe die volle Auswahl und kann mich trotzdem nicht entscheiden. Oder kann ich es vielleicht gerade deshalb nicht? Manchmal wäre weniger mehr. Weniger Auswahl, mehr Zeit für andere Dinge.

Während ich unschlüssig vor dem Regal mit der Schokolade stehe, klingelt mein Handy. Am anderen Ende meldet sich der Schulleiter des Berliner Gymnasiums, bei dem ich mich für meine erste Stelle nach dem Referendariat beworben habe.

»Können Sie sich vorstellen, schon früher wieder in den Schuldienst einzusteigen? Eine Kollegin mit Ihren Fächern ist längerfristig erkrankt. Sie könnten in sechs Wochen anfangen. Überlegen Sie es sich doch bitte bis Ende der Woche und melden sich wieder bei mir.«

Wiedereinstieg in sechs Wochen und nicht in sechs Monaten, wie eigentlich geplant. Ich fühle mein Herz immer schneller schlagen, meine Hände werden feucht. Sechs Monate waren noch so weit weg, klangen nach unendlich viel Zeit für mich und Gustav, nach *irgendwann*, aber nicht nach jetzt und auch nicht nach morgen. Sechs Wochen aber sind gefühlt schon übermorgen. Wenn mir bereits die Wahl der richtigen Tafel Schokolade so schwerfällt, wie soll ich da bloß entschei-

den, wann ich wieder arbeiten gehe? Nur mit Daniels Gehalt kommen wir nicht dauerhaft über die Runden. Urlaub, Ausflüge, auswärts essen, Freunde und Familie besuchen ... Für all diese schönen Dinge im Leben benötigen wir auch mein Gehalt. Und einen Teil davon auch zum alltäglichen Leben. Aber wann *kann* ich mir vorstellen, wieder zu arbeiten? Ab wann reicht es mir nicht mehr, nur noch Mutter und Hausfrau zu sein? Ab wann soll Gustav in die Kita gehen, vorausgesetzt, wir bekommen eine Zusage? Wann, wann, wann?

Meine Gedanken fahren Karussell. Ich liebe mein Kind und ich liebe meinen Job. Beides in Einklang bringen musste ich bisher noch nicht. Erst habe ich gearbeitet, dann kam Gustav. Die letzten vierzehn Monate habe ich mit ihm zu Hause verbracht. Klar, manchmal vermisse ich die Schule, meine Schüler, die Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen, die Herausforderungen, die der Job als Lehrerin mit sich bringt. Eingetauscht habe ich das gegen eine vierzehn Monate lange, unglaubliche Zeit – unglaublich erlebnisreich und wunderschön, aber auch unglaublich anstrengend. Das erste Lächeln, der erste Zahn, der erste Schritt, unser erster gemeinsamer, richtiger Urlaub. Wir fuhren zu dritt im Bulli durch Frankreich und Italien, besuchten Freunde, ließen uns acht Wochen lang einfach treiben. Davon zehre ich noch heute.

Was mir aber auch aus meinen Elternzeit-Monaten geblieben ist: die bleierne Müdigkeit. Wie wir nebeneinander auf der Couch sitzen, unfähig, uns zu unterhalten oder auch nur aufzustehen, um endlich den Weg ins Bett zu finden.

Die letzten vierzehn Monate sind mit nichts in meinem bisherigen Leben zu vergleichen. Ich habe sie sehr genossen. Neben meinem kleinen Sohn zu liegen, wenn er friedlich

schläft, seinen warmen Atem auf meinem Gesicht zu spüren. Gustav dabei zu beobachten und zu begleiten, wie er die Welt für sich entdeckt, Fortschritte macht, staunt, glücklich ist, mich anstrahlt. Einfach Zeit zu haben. Weniger für mich, aber viel für ihn und uns als kleine Familie.

Trotzdem war ich manchmal auch einsam, habe mich gelangweilt und ausgeschlossen gefühlt. Von dem arbeitenden Teil der Gesellschaft, von ihren Unterhaltungen, ihrer Geschäftigkeit. An manchen Tagen war Daniel mein einziger erwachsener Gesprächspartner. Ich habe ihn dann beneidet, um sein Arbeitsleben, um das Leben abseits von Kind und Haushalt. Während er arbeitete, hatte ich manchmal nur Gustav zum Reden. Die Gespräche mit ihm verliefen sehr einseitig. Wenn Gustav dazu einen schlechten Tag hatte, habe ich mich bisweilen sehnlichst in meinen Job zurück gewünscht. Einfach morgens aus dem Haus, mal durchatmen, ohne Kind, im Kopf andere Listen als Einkaufslisten, mal wieder jemand anderes sein als die, die ich seit 14 Monaten 24 Stunden am Tag bin: Mutter. Aber an den meisten Tagen habe ich mich doch gut gefühlt. Ich habe mich mit anderen Müttern verabredet, die Kinder im gleichen Alter haben, und manche von ihnen wurden zu Freundinnen.

Um mich herum geht ein Kind nach dem anderen mit einem Jahr in die Kita und die Mütter wieder arbeiten. Einige müssen aus finanziellen Gründen, aber viele wollen es vor allem auch. Hier im Osten der Republik ist das seit Jahrzehnten gelebte Normalität. Und ich möchte auch beides: Kind und Job. Ich will eine gute Mutter, Frau, Freundin sein, aber eben auch gut in meinem Beruf als Lehrerin. Und das Wichtigste ist: Er macht mir Spaß und erfüllt mich so ganz anders, als es meine anderen Rollen vermögen.

Ich jongliere täglich mit zahlreichen davon, die ich erfüllen möchte oder die mir auferlegt werden: bin Hausfrau, Mama, Partnerin, Freundin, Tochter, Schwester, Vorbild, Köchin, Psychologin und demnächst glücklicherweise auch wieder Kollegin und Lehrerin. Wie und ob ich allen Rollen gerecht werden kann, weiß ich nicht.

Vor Gustavs Geburt hatte ich den Plan, Tag und Nacht für mein Kind da zu sein und mindestens für drei Jahre ganz aus dem Beruf auszusteigen. Jetzt kann ich mir das nicht mehr vorstellen. Ich brauche meinen Job, die Abwechslung, die Herausforderung, um dauerhaft glücklich zu sein. Zudem soll Gustav kein Einzelkind bleiben. Daniel und ich haben jeweils einen Bruder. Zwischen uns und unseren Geschwistern liegen gut drei Jahre. Ich müsste also mindestens sechs bis sieben Jahre zu Hause bleiben. So hat es meine Mutter gemacht.

Die Kindergärten in unserer Kleinstadt betreuten damals die Kinder ab drei Jahren für vier oder fünf Stunden am Tag. Morgens um acht öffneten sie, Abholzeit war mittags um zwölf, bei einigen um eins. So konnten viele Mütter auch dann nicht arbeiten, als ihre Kinder endlich in den Kindergarten gingen. Welcher Arbeitgeber stellt schließlich eine Frau ein, die nur von neun bis halb zwölf arbeiten kann und zusätzlich dann fehlt, wenn eines ihrer Kinder krank ist?

Aber jetzt geht es mir doch etwas zu schnell. Ein Teil von mir sträubt sich mit ganzer Kraft gegen das Ende meiner intensiven Zeit mit Gustav. Ein anderer Teil freut sich mit jeder Körperzelle. Mein Herz klopft, ich bin aufgeregt, in freudiger Erwartung. Ich möchte arbeiten, ich möchte diese Stelle.

Doch der Dreh- und Angelpunkt meiner Überlegungen bleibt Gustav. Ist er mit seinen dann fünfzehn Monaten nicht

noch zu klein für die Kita? An mindestens vier Tagen die Woche hätte er damit seinen eigenen »Arbeitstag«. Am Morgen hin und erst am Nachmittag wieder nach Hause zurück. Den ganzen Tag über in einer erst einmal fremden Umgebung, rundherum so viele neue Eindrücke, Kinder und Erzieher. Ohne Daniel und mich als seine Vertrauten. Einer von uns war bis jetzt immer da.

Oder würde Gustav die Gemeinschaft der anderen Kinder sogar genießen, die Beschäftigungen in der Kita, die wir ihm zu Hause gar nicht bieten können? Ist es egoistisch, mehr meinem eigenen Leben nachgehen zu wollen? Meinen Beruf wieder aufzunehmen? Ich könnte genauso gut noch etwas länger zu Hause bleiben. Mit finanziellen Engpässen zwar, aber dafür ...

Ich schiebe die Gedanken vorerst beiseite und entscheide mich für eine Schokolade mit Keks. Schon auf dem Nachhauseweg verputze ich den ersten Riegel. Gute Entscheidung.

## 2

### FRÜHER HABEN WIR DAS AUCH GESCHAFFT (DANIEL)

Da wir in der Großstadt wohnen und Themen wie Wald, Wiesen und Tiere meist nur in unseren Kinderbüchern vorkommen, versuchen wir so oft wie möglich raus aufs Land zu fahren. Mittlerweile sind wir gewiefte Experten, was Wildtiergehege und idyllische, aber dennoch gut zugängliche Waldlichtungen am Stadtrand angeht.

Bei einem unserer letzten Besuche auf einem Pferdehof in Brandenburg bekamen wir wieder einmal vor Augen gehalten, wie es um das Umweltverständnis eines Stadtkindes bestellt ist. Unsere Familie stand geschlossen, die Augen vor Staunen weit geöffnet, vor einem frisch gestriegelten Pony, das plötzlich seinen Schwanz hob und eine ordentliche Portion Pferdeäpfel fallen ließ. Ein Mädchen, das mit ihrer Mutter neben uns stand, rief plötzlich ganz aufgeregt: »Schau mal, Mama, da kommt Hundekacke raus!«

Bei ebensolchen Situationen bekommen wir regelmäßig ein schlechtes Gewissen Gustav gegenüber und beschließen fest, aufs platte Land oder wenigstens an den Stadtrand zu ziehen. Nur wohin genau, schaffen wir dann irgendwie nicht mehr zu beschließen. So schläft der Gedanke wieder ein, nur, um bei einer nächsten Gelegenheit aus heiterem Himmel mit großem Geschrei wieder aufzuwachen.

Hin und wieder besuchen wir auch die Großeltern. Damit machen wir allen eine Freude: Dem Kleinen, weil er Oma und Opa vergöttert, uns, weil wir mal durchatmen können, und Oma und Opa, weil sie auf einen Schlag sowohl Kinder als auch Enkelkind um sich haben. Leider wohnen beide Großelternpaare mehrere hundert Kilometer weit entfernt. Das ist schade. Es ist nämlich von unschätzbarem Vorteil, wenn man jemanden in der Nähe hat, der einspringen kann, wenn es eng wird. Wir fangen das zwar recht gut durch Freunde und Babysitter auf. Aber die Beziehung zu den Großeltern ist schon sehr besonders. Obwohl Gustav seine zwei Opas und zwei Omas nur alle paar Wochen sieht, fühlt es sich jedes Mal sofort ganz herzlich und familiär an. Es existieren unsichtbare Bande zwischen ihnen, Gustav gibt sich immer vertrauensvoll in ihre Hände.

Die Großeltern sollen natürlich nicht immer zu uns kommen, darum versuchen wir, so oft es geht, auch sie zu besuchen. Womit wir wieder zum vorhin erwähnten Landausflug kämen. In einem Fall ins malerische Alpenvorland zu meinen Eltern.

Bei diesem letzten Besuch in der bayerischen Provinz erzählten wir von unseren Plänen für die nahe Zukunft: Anna würde wieder arbeiten gehen. Wir waren auf alles vorbereitet. In Bayern ist es nämlich noch immer eher ungewöhnlich, dass Frauen bereits zwölf Monate nach der Geburt wieder arbeiten gehen und das Kind außerhalb der eigenen vier Wände betreuen lassen. Berufstätige Mütter werden oft sogar als kaltherzig angesehen, als richtige Rabenmütter.

Doch überraschenderweise eröffnete uns meine Mutter, dass sie es früher auch ganz prima gefunden hätte, durch eine Kita entlastet zu werden. Mein Bruder und ich kamen, wie

heute auch noch üblich, mit drei Jahren in den Kindergarten, eine Betreuung außer Haus vor dieser Zeit war damals undenkbar. Im Gegensatz zu vielen ihrer Freundinnen musste – und wollte – meine Mutter aber früher wieder arbeiten. Mein Bruder und ich verbrachten darum viel Zeit bei unseren Großeltern, Einrichtungen wie Kitas gab es vor 35 Jahren nämlich noch nicht.

Ich erinnere mich sehr gern an meine Kindheit, in der ich wirklich viel Zeit bei meinen Großeltern verbracht habe. Mein Bruder und ich wurden dort natürlich verhätschelt und durften so einiges, was bei unseren Eltern nicht durchging. Wenn wir mit Opa zusammen waren, ließ er uns zum Beispiel ganz frei mit Messern, Hammer und Schnitzwerk hantieren. Für ihn eine Selbstverständlichkeit, er hatte früher in einem Sägewerk gearbeitet. Meine Mutter wäre wohl bleich vor Sorge aus den Latschen gekippt, wenn sie nur davon gewusst hätte. Aber vielleicht war das gerade das Gute daran. Wir wurden bei unseren Großeltern ganz anders behandelt als bei unseren Eltern und konnten uns daher auch vielfältig entwickeln.

Damals konnte ich solche Ängste und die daraus hervorgehenden Verbote natürlich noch nicht nachvollziehen. Ein besonders hartes Beispiel halte ich meinen Eltern nach all den Jahren übrigens immer noch vor: Sie verboten mir, zum Konzert von Nirvana zu gehen. Ich war 13 und Nirvana für mich die größte Band aller Zeiten. Aber ich durfte nicht. Zu weit weg, zu spät, zu verraucht, zu gefährlich, zu schlechter Einfluss. Es sollte das letzte Konzert der Band sein, Kurt Cobain nahm sich kurz darauf das Leben. Heute bin ich übrigens mehr als skeptisch, ob *ich* meinen pickeligen, pubertierenden Sohn zu einem 100 Kilometer entfernten Konzert

eines heroinsüchtigen, suizidgefährdeten Schreihalses gehen lassen würde.

Es ist schön, dass die Generationen näher zusammenrücken, je älter wir werden. Vor allem seitdem wir selbst Kinder haben, verstehen wir uns mit unseren Eltern immer besser, obwohl wir wohl in ihren Augen immer die Kinder bleiben, die wir mit Anfang dreißig längst nicht mehr sind. Darum akzeptieren wir, andererseits, auch die räumliche Trennung, wenn sie bisweilen auch zu groß ist. Aber wie Gustavs Oma sagt: »Alt und jung gehören nicht unter ein Dach! Ich finde es gut, wenn ich nicht immer sehen muss, was ihr den ganzen Tag so treibt, das würde mich wahrscheinlich wahnsinnig machen.« Spricht sie und verschwindet in der Küche.

Als Gustav sie fünf Minuten später mit tapsenden Schritten bei der Zubereitung des Abendessens besucht, höre ich sie leise zu ihm sagen: »Ach Gustav, du kannst deinen Eltern schon mal sagen, dass sie ein bisschen öfter kommen sollen. Es gibt doch nichts Schöneres, als euch alle hier bei mir zu haben.«

### 3

## DIE UNENDLICHE SUCHE (ANNA)

Die kleinen blauen Robben auf den weißen, großen Umzugsautos, die artistisch einen Ball auf ihrer Schnauze balancieren, prägen das Straßenbild in unserem Bezirk. Umziehen ist hier für viele ein Sport, kein notwendiges Übel wie für uns. Einige unserer Freunde sind öfter umgezogen, als sie Jahre in Berlin wohnen. Auch unsere Straße blockiert fast jeden Tag so ein weißer Kastenwagen mit artistischem Flossenfüßler als Logo. Irgendjemand zieht um, ein oder aus. Unsere beiden bisherigen Umzüge haben wir selbstredend auch mit einer »Robbe« gestaltet. Allerdings zählen wir eher zur sesshaften Gattung mit zwei läppischen Umzügen in acht Jahren. Der eine raus aus unseren WGs, rein in die erste gemeinsame Zweiraumwohnung. Vier Jahre später, nun zu dritt, in unsere jetzige Dreiraumwohnung, die noch dazu schräg gegenüber der alten liegt.

Meine Freundin Frederike, ein Urberliner Pflänzchen, hörte schon zu meiner Zeit als Noch-nicht-Berlinerin voller Begeisterung die Band 2Raumwohnung. Ich erinnere mich, dass ich mich immer über diesen eigentümlichen Bandnamen gewundert habe, schließlich kannte ich nur den Begriff Zweizimmerwohnung. Erst als ich nach Berlin zog, begriff ich, dass es sich hierbei keineswegs um einen antiquierten oder gar falschen Begriff handelt. »Suche Zweiraumwohnung, Altbau

mit Balkon und Dielen ...« oder ähnliche Gesuche hängen hier an jeder zweiten Fußgängerampel. Als ich einige Wochen nach Gustavs Geburt mit der Suche nach einem Kita-Platz begann, hing folgender Zettel an einem Spielplatzzaun: »Der kleine Emil ist ganz traurig, denn er sucht seinen Schmusehasen. Wenn du ihn gefunden hast, melde dich doch bitte bei mir.« Dazu gab es noch eine Telefonnummer und eine Zeichnung vom Schmusehasen des kleinen Emil. Gut, dass im Text die Tierart genannt wird, dachte ich noch. Sonst hätte der Emil kaum eine Chance auf ein Wiedersehen mit seinem kuscheligen Freund gehabt. Während ich noch so den Hasen betrachtete, fiel mein Blick auf einen bunten Zettel gleich neben dem vom kleinen Emil: »Suchen noch ein Mädchen über vier Jahre für unsere Kita Sonnenblume«. Ich hatte zwar kein vierjähriges Kind, geschweige denn ein Mädchen, aber das Thema Kita-Suche trieb mich bereits damals um.

Unsere Freunde mit Kindern hatten uns gewarnt: »Kümmert euch schon vor der Geburt um einen Platz! Besucht Infonachmittage! Lasst euch schon mal auf alle Wartelisten setzen!« Wir hatten die Ratschläge gehört, aber es fühlte sich für uns falsch an, den Namen unseres Kindes noch vor seiner Geburt auf irgendwelche Listen setzen zu lassen. Welchen Namen hätten wir denn auch angeben sollen? »XY Wiedemann«, denn zumindest das Geschlecht war uns ja bereits bekannt? Hört sich nicht nach einem lebendigen Menschen an, fanden wir. Wir wollten den kleinen Mann erst einmal selbst kennenlernen, bevor wir Kennenlern-Nachmittage in seinem Namen besuchten. So dachten nicht viele, dämmerte es mir langsam. Denn auf allen Informationsveranstaltungen *nach* Gustavs Geburt bekam ich Folgendes zu hören: »Sie

können sich gern auf die Warteliste setzen lassen, die Aussicht auf einen Platz ist aber schlecht.«

So ging ich also vor wie all die Mütter und Väter, die noch keinen Kita-Platz ergattert hatten: Ich setzte Gustav auf diverse Wartelisten, einmal wurde er als Wartenummer 631 geführt. Hoffnungslos bescheuert!

Wir meinten damals, wir hätten noch genügend Zeit und dass sich sicherlich rechtzeitig etwas ergeben würde. Es ergab sich aber nichts. Und die Zeit lief uns auch davon.

Vielleicht ergab sich auch deshalb nichts, weil wir nach diesen ersten Anmeldungen nur selten nachgehakt oder uns wirklich noch bemüht hatten. Stattdessen wollten wir ein halbes Jahr bevor Gustav eine Kita besuchen sollte, die Suche wieder aufnehmen. Damals ahnten wir ja noch nichts von meinem plötzlichen Wiedereinstieg in die Schule. Vier Monate früher als gedacht! Unsere Ignoranz rächte sich, nämlich genau jetzt. Nach meiner Jobzusage reichen uns keine Wartelisteneinträge mehr, ein tatsächlicher Platz in der Kita muss her. Und zwar schnell.

So finde ich mich mit einer langen Excel-Liste am Küchentisch wieder und telefoniere die Kitas ab, auf deren Wartelisten wir uns vor gut einem Jahr eingetragen hatten. Da stehen Waldorf- und Waldkindergärten, Kitas mit Bewegungs- und/oder Musikschwerpunkt, sportbetonte Kindergärten, private sowie staatliche. Der Mensch neigt dazu, für gut Empfundenes verlängern oder wiederholen zu wollen. So wünsche ich mir für Gustav eine ebenso glückliche Kindergartenzeit wie meine eigene. Das Schöne an kleinen Kindern ist ja: Man darf noch allerlei Dinge für sie entscheiden. Das hört allerdings schneller auf, als einem lieb ist. Gustav wusste zum Beispiel schon nach wenigen Tagen, dass er nicht in seinem eige-

nen Bett schlafen will. Tagsüber nicht. Und nachts schon gar nicht. Schläfchen für Schläfchen schlich er sich in unser Bett – und ist geblieben. Anfangs haben wir noch versucht, ihn davon abzubringen, indem wir ihn stundenlang herumgeschleppt haben, damit er wieder einschläft. Wir haben schnell kapituliert. Unsere Müdigkeit war einfach zu groß. So hat er gewonnen. Aber es fühlt sich gar nicht wie eine verlorene Schlacht an. Und ich kann schließlich auch am besten schlafen, wenn ich Daniels Atem neben mir höre und seine Wärme spüre.

Zehn erfolglose Telefongespräche bringen mich auf den Boden der Tatsachen zurück. Von Gespräch zu Gespräch schwinden meine Hoffnungen, überhaupt jemals einen Kita-Platz für Gustav zu finden. Manche Kitas konnten nicht einmal unseren Eintrag auf der Warteliste wiederfinden.

»Ich sehe Ihren Namen hier nirgends. Sind Sie sich denn wirklich sicher, dass Sie sich bei *uns* angemeldet haben?«

»Ja, selbstverständlich, das ist jetzt etwas über ein Jahr her. Mein Sohn war damals erst wenige Wochen alt.«

»Ach so, *so* lange ist das her! Wir haben jetzt schon wieder eine neue Liste. Die haben wir angefangen, als die alte Liste voll war. Wir hätten sowieso nicht alle unterbringen können.«

Welchen Sinn erfüllt so eine Warteliste dann eigentlich? Nach weiteren fünfzehn Telefonaten stehe ich auf neuen Wartelisten und bin zu Rundgängen durch diverse Kitas eingeladen, doch von einem Kita-Platz so weit entfernt wie nie zuvor. Ich blicke in das Bettchen neben mir. Darin liegt der kleine Gustav, und von dem Gedanken, ihn in wenigen Wochen in eine dieser Wartelisten-Kitas zu geben, bin ich gefühlsmäßig so weit entfernt wie der Mond von der Erde.

Eine Bekannte aus dem Geburtsvorbereitungskurs ist nach dem Motto verfahren »Weniger, dafür besser«. Auf ihrer Liste standen nur fünf Kitas in ihrem direkten Wohnumfeld, die sie gezielt nach deren pädagogischem Konzept ausgesucht hatte. Diese fünf Kitas hat sie dann wöchentlich kontaktiert, Sommerfeste, Informations- und Kennenlern-Nachmittage besucht – sie war also genauso oft in der Kita anwesend wie die Eltern, deren Kinder bereits dort betreut wurden. Für den Waldorfkindergarten, der auf ihrer kurzen Liste ganz oben stand, hat sie sogar ein Daumenkino gebastelt mit niedlichen Bildern ihrer Tochter. Sie hat eine Absage bekommen. Vielleicht hätte sie lieber ein Schaf gehäkelt. Oder noch besser: ihre kleine Tochter häkeln lassen.

Verzweiflung, Sarkasmus und Verlust der eigenen Persönlichkeit liegen häufig nah beieinander. Eine lockere Authentizität weicht angespannter Selbstdarstellung. Anstelle selbstbewusst genug zu sein, mit einem schlechtgelaunten, schreienden Kind eine potentielle Kita zu betreten, bin ich den ganzen Morgen über mit Vorbereitungen beschäftigt, damit der Termin um zwölf Uhr gut über die Bühne geht. Wie eine Wilde schiebe ich meinen Sohn rechtzeitig im Kinderwagen um die Häuser, damit er seinen Mittagsschlaf früher hält als sonst und während des Gesprächs entweder schläft oder als kleines Engelchen auf meinem Schoß sitzt.

Der Termin in der Kita liegt eher ungünstig in unserem mittlerweile getakteten Tagesablauf. Schläfchen am Morgen, Spielen und Kuseln, Mittagessen, danach wieder ein Schläfchen, Spaziergang oder Treffen mit Freunden, Abendessen, Nachtschlaf – mit fünf Unterbrechungen. Dann schließt sich der Kreis und alles beginnt von vorne. An manchen Tagen ist

das sehr schön, an anderen eher monoton, langweilig und ich möchte am liebsten ausbrechen. Einfach mal ausschlafen, lesen, alleine spazieren gehen, mit Daniel Zeit verbringen, ohne dass einer den Knirps auf dem Schoß hat, mit Freundinnen in Ruhe Kaffee trinken und quatschen. Nicht über Brei, Schlafen, Rotznase nachdenken.

Natürlich ist Gustav nicht eingeschlafen. Er ist wirklich schlau, der kleine Kerl. Je größer mein Wunsch, dass er pünktlich einschläft, desto schlechter klappt es. Er hat ein Antennchen für meine Stimmung. Heute stehen alle Zeichen auf Anspannung, nicht nur bei mir. Also erscheine ich mit einem völlig übermüdeten Gustav zum Termin. Noch brüllt er Gott sei Dank nicht. Ich habe ihn unter den einen Arm geklemmt und versuche einhändig den Kinderwagen die drei Stufen bis zum Eingang hinaufzubugsieren. Sich um die eigene Achse drehende Vorderräder sind nicht in allen Situationen sinnvoll. Wenigstens die Leute im Café nebenan haben etwas zu gucken. Oben angekommen, fallen mir fast die Arme ab und der kleine Mann hängt schief eingekeilt zwischen Arm und Oberkörper. Jetzt nur noch den Termin rumkriegen. Im Moment hält sich meine Lust aufs Präsentieren stark in Grenzen. Ich atme ein paar Mal tief ein und aus und spreche mir Mut zu.

Und dann: Augen zu und durch. Ich öffne die Eingangstür. Dabei rede ich mir ein, dass die Erzieher schließlich am allerbesten wissen müssen, dass Kinder nicht immer so sind, wie einem in der Werbung vorgegaukelt wird. Sie haben gute und schlechte Tage, sind in der einen Minute zuckersüß und in der anderen kleine Monster, testen uns aus und können unsere Nerven arg strapazieren. Eben noch schreiend auf

dem Boden gewälzt, kuschelt sich mein Sohn im nächsten Moment auf meinen Schoß und drückt mir einen feuchten, warmen Kuss auf die Wange. Dann ist alles Stressige, Nervige und Anstrengende einfach vergessen. Puff. Bis zum nächsten Trotzanfall ...

Besonders erquickend sind diese Gesprächstermine übrigens nie. Es gibt in jeder Kita viel zu wenig Plätze für die Masse an Bewerbern, genervte Leiter, ob der Masse an Bewerbern, frustrierte Eltern, also die Masse der Bewerber, die gegen Windmühlen ankämpfen. Die Stimmung ist auch diesmal im Keller. Und das Schlimmste: Hinterher bin ich keinen Schritt weiter gekommen, bloß komplett genervt und der schreiende Gustav auch.

Nach einigen Tagen steht fest: Wir haben keine Chance auf einen der begehrten Plätze in einer der von uns bevorzugten, meist recht kleinen und familiären Kitas. Bei insgesamt fünfzehn Plätzen pro Kita werden im Sommer häufig gerade mal zwei frei, auf die unmittelbar die Geschwisterkinder aufrücken. Es regnet regelrecht Absagen: »Im Moment geht gar nichts«, »Bewerben Sie sich bitte erst wieder in zwei Jahren«, »Wir haben 600 Leute auf der Warteliste«, »Wir melden uns bei Ihnen, es nützt nichts, wenn Sie noch so oft anrufen« ...

So verbringe ich weiterhin meine Zeit und die Tage gehen ins Land. Ich glaube mittlerweile an die Theorie der Alibi-Warteliste: Entweder, man ruft im richtigen Moment an, und es ist gerade ein Platz frei, oder man wird eben auf eine dieser ominösen Wartelisten gesetzt, um endlich Ruhe zu geben und das Gefühl zu haben, dass es zumindest eine minimale Chance auf einen Platz gibt. Schließlich steht man jetzt ja wenigstens auf der Warteliste!

Hätte ich zu dem Zeitpunkt den in Berlin obligatorischen Kita-Gutschein beantragen müssen, hätte in dem Feld »Beruf der Mutter« bedenkenlos »Hausfrau, Mutter, Familienmanagerin« stehen können. So ein Gutschein-System haben einige große deutsche Städte wie München, Köln, Hamburg, Berlin, aber auch Heidelberg. Nur wenn man eine Beschäftigung nachweisen kann, sei es durch eine Arbeitsstelle, eine Ausbildungsmaßnahme oder als registrierter Arbeitsuchender, erhält man einen Gutschein. Nur mit diesem bekommt man dann auch einen Kita-Platz. In vielen Städten, so auch in Bremen, Leipzig, Osnabrück und Dresden gibt es keine Kita-Gutscheine. Hier bewirbt man sich einfach direkt selber um die Plätze.

Mein tatsächlicher Beruf »Lehrerin« rückte nicht nur gedanklich in immer weitere Ferne. Die Strecke Erde – Mond reicht da nicht.

Vielleicht sollten wir uns mal wieder eine »Robbe« ausleihen und den Bezirk wechseln, denke ich. So schlimm wie hier kann es doch nicht überall in Berlin sein.

## 4

### ANDERE SAITEN WERDEN AUFGEZOGEN (DANIEL)

Eigentlich gibt es in aussichtslosen Situationen nur drei Alternativen: Erstens, man ergibt sich seinem Schicksal. Zweitens, man kämpft so lange, bis es wirklich nicht mehr weitergeht. Oder drittens, man sucht sich einen anderen Weg. Da Aufgeben nicht zur Debatte steht und wir mit unserem bisherigen Vorgehen keinen Erfolg haben, entschließen wir uns eines Abends für die dritte Alternative.

Wir werden etwas tun, das uns beiden zutiefst widerstrebt und bisher nicht zu unserem Repertoire gehörte. Wir werden uns nach allen Regeln der Kunst einschleimen, die perfekte Familie spielen und die Kitas mit superkreativen Geschenken überfallen, so dass sie nicht anders können, als unseren perfekten Sohnmann aufzunehmen.

Zum nächsten Vorstellungstermin bei einer Kita schlüpfen wir in neue Rollen. Anna avanciert zur besten Kuchenbäckerin des Viertels, ich zum handwerklich begabten, hilfsbereiten Alleskönner. Anna tut sich nicht sonderlich schwer bei ihrer Transformation, sie ist nicht weit davon entfernt. Ich habe es da schon schwerer. Weder sehe ich aus, als könnte ich schwere Bretter heben, noch kann ich mit Fachwissen über elektronische Geräte überzeugen. Aber nach ausgiebigen Recherchen scheinen diese Fähigkeiten nun mal die meistge-

suchten bei Eltern eines Kita-Kindes zu sein. Ein Freund von uns erwähnte im Vorstellungsgespräch, sie besäßen einen Rasenmäher und eine Kreissäge. Was soll ich sagen: Sie haben den Platz bekommen.

Wir versuchen uns also wacker als Schauspieler: Die Mutter, alias Anna, steuert zu allen Kita-Feierlichkeiten kulinarische Köstlichkeiten bei. Der geschickte Vater, also ich, erledigt mit links kleinere oder auch größere Schönheitsreparaturen an seinem freien Sonntagvormittag. Nicht nur unser Kind soll glänzen, auch seine Eltern werden triftige Gründe für Gustavs Aufnahme liefern. Soft-Skills gewinnen ja bekanntlich bei Bewerbungen immer mehr an Bedeutung ...

Unseren ersten Auftritt haben wir in einer Kita direkt ums Eck. Mit einem frisch gebackenen Schokoladenkuchen erscheinen wir zum Informationsnachmittag, bereits eine halbe Stunde vor Beginn.

Der Kuchentrick scheint beim Kita-Personal Eindruck zu schinden. Es bedient sich großzügig und frönt dem köstlichen Mitbringsel. Mit überlegenem Lächeln begrüßen wir die nach uns eintreffenden Eltern.

Ich habe es da deutlich schwerer, weil ich auf subtile Art und Weise versuchen muss, mein angebliches handwerkliches Talent in die Unterhaltung einfließen zu lassen. Außerdem verbreitet es nicht unbedingt gute Stimmung, gleich beim ersten Treffen auf bauliche Unzulänglichkeiten vor Ort hinzuweisen, die man (in diesem Falle *ich*) doch ganz einfach beseitigen könne. Da kommt mir das Elterngespräch gelegen: Wir werden nämlich wie bei einem Bewerbungsgespräch mit Fragen zu unserer Person gelöchert, es geht um unsere Berufe und unsere Vorstellungen vom Kita-Alltag. Hierbei erzähle ich ausführlich von meinen Hobbys, die

natürlich ausschließlich handwerklicher Natur sind. Es gibt nur mäßiges Interesse daran.

Es bringt alles nichts. Auf mehrmaliges Nachfragen bekommen wir auch hier nur einen Platz auf der Warteliste angeboten. Ich habe sogar das latente Gefühl, dass sie nicht mehr ans Telefon gehen, wenn sie unsere Nummer auf dem Display erkennen. Wir versuchen es aber weiter mit einer Mischung aus Auf-die-Nerven-Gehen durch penetrantes Nachfragen und Aus-der-Masse-Herausstechen durch besondere Begabungen.

Jeden Abend diskutieren wir andere Möglichkeiten der Kinderbetreuung, kommen aber zu keinem Ergebnis. Eine Zusage für eine Kita muss her, komme, was wolle.

Natürlich gibt es Grenzen, und eigentlich ist mir die Amateurschauspielerei zuwider. Es steht aber außer Frage, etwas zu tun, was in den Bereich des Illegalen reicht. Zum Beispiel häufen sich die Gerüchte, dass bei einigen Informationsabenden von Kitas recht offen über eine sogenannte »zusätzliche Aufnahmegebühr« verhandelt wird. Damit ist natürlich keine wirkliche Gebühr gemeint, sondern eine Art »Spende« der Eltern an den Träger, im Tausch für einen Platz. Wir wurden allerdings nie persönlich Zeuge einer solchen Forderung, obwohl wir wirklich bei jeder einzelnen Veranstaltung der Kitas in unserer Umgebung waren.

Wie Maria und Josef gehen wir von Pontius zu Pilatus und spielen unsere Rollen. Nach einer Weile sind wir richtiggehend perfekt in unserer Schauspielerei. Irgendwann glaube ich mir sogar selbst, so dass ich zu Hause versuche, eine selbstgebaute Konstruktion, die als Küchenbeleuchtung fungieren soll, an die Wand anzubringen. Sie kracht natürlich

mit lautem Getöse wieder herunter. Oder, wie Gustav heute sagen würde: »Papa hat gebohrt – und Krawimm! Is runtergepumselt!«

Erfolg bringt das alles nicht. Vielleicht liegt es auch an den kulturellen Differenzen, die es zu überbrücken gilt. Das Berliner Gemüt unterscheidet sich doch sehr von meiner bayerischen und Annas westfälischer Art. Sinnbildlich hier eine Situation aus unserer Bäckerei, die sich mir bis heute nicht erschlossen hat: Ein Mann steht in der Schlange, um sich wie so viele andere am Sonntagmorgen Schrippen, also Brötchen, zu kaufen. Seine Frau neben ihm macht ihn darauf aufmerksam, dass der Mann hinter ihnen ihn scheinbar durchdringend ansieht. Ihr Mann dreht sich daraufhin wirsch um und fragt nach hinten: »Wat kiekste mich denn so an hier?« Da sich diese Szenerie in meiner unmittelbaren Nähe abspielt, bewege ich mich vorsichtshalber einen Schritt nach hinten. Es scheint mir, dass sich hier eine saftige Schlägerei anbahnt.

»Soll ich lieber deine olle Alte ankieken, oder wat?«, erwidert der vermeintliche Starrer. Daraufhin eskaliert die Situation aber mitnichten. Überraschenderweise fangen beide Männer lauthals an zu lachen. Und sogar die »olle Alte« lacht mit. Ich habe keine Ahnung, was da vorgefallen ist. Es wird für immer ein berlinerisches Geheimnis bleiben.

Vielleicht sollten wir uns den kulturellen Begebenheiten anpassen. Die gleiche Sprache sprechen. Oder vielleicht sogar eine gänzlich andere? Eine Gruppe von Kitas haben wir bisher nämlich links liegenlassen: die Gruppe der fremdsprachigen. Ursprünglich für Kinder immigrierter Eltern gedacht, melden mehr und mehr deutsche Eltern ihre Kinder in Einrichtungen an, deren Erzieher neben Deutsch noch eine

weitere Sprache sprechen. In unserem Viertel herrscht eine große internationale Vielfalt, daher gibt es auch eine Reihe Kitas mit Sprachangeboten aus aller Herren Länder.

Vielleicht ist diese Nische unsere Chance ... Zwar haben wir keinerlei persönliche Verknüpfung zu China, aber in einer der Nebenstraßen gibt es einen chinesischen Kindergarten. Was könnte zukunftsweisender sein, als sein Kind frühzeitig von der chinesischen Kultur lernen zu lassen? Gustav wird uns sicher für immer dankbar sein. Und auch wenn nicht: Wir wollen die mögliche Chance auf einen Platz nicht vertun.

Als wir uns telefonisch zum Kennenlern-Termin anmelden, stoßen wir auf erste Hürden. Die Frage zu unserem ungewöhnlichen Interesse an einem Platz in einem chinesischen Kindergarten meistern wir noch mit Leichtigkeit. Schließlich haben wir uns ein wasserdichtes Konstrukt aus beruflichem und kulturellem Interesse an Asien, das wir an unser Kind weitergeben wollen, zurechtgelegt. Aber dann wird es haarig. Wir werden nach unseren Erfahrungen mit der chinesischen Kultur gefragt und danach, welche asiatischen Feste wir für gewöhnlich begingen. Wir fliegen auf, wir haben keinen blasser Schimmer von den asiatischen Feiertagen. Erstaunlicherweise dürfen wir trotzdem vorbeikommen und uns mit unserem Kind einen Einblick in die Kita verschaffen.

Zu diesem Termin sind wir besser vorbereitet. Ungläubige Blicke der anderen Eltern streifen uns – mindestens ein Teil jeweils asiatischer Herkunft. Vor allem sehen sämtliche Kinder asiatisch aus. Mit seinem blonden Schopf sticht Gustav wie eine Leuchtboje aus all den dunklen Haaren heraus.

Wir kommen mit einer Mutter ins Gespräch, die uns offen fragt, was uns hierher verschlagen habe. Sie sagt das mit einem

wirklich interessierten Lächeln im Gesicht und so trocken charmant, dass ich nicht anders kann, als die Wahrheit zu sagen. Ich erzähle ihr von unserer Odyssee, und dass wir mittlerweile zu jeder Kita gingen, die unser Kind aufnähme. Auch wenn in dieser eine andere Sprache gesprochen wird als bei uns zu Hause.

Unsere neue Bekanntschaft lacht und äußert ihr vollstes Verständnis. Sie erzählt von unzähligen deutschen Freunden aus der Nachbarschaft, die nur unter großen Anstrengungen und unter Ausnutzung aller Seilschaften einen Platz in einer Kita ergattert hätten. Sie selbst sei in diesem Fall ja in der glücklichen Lage, einer hilfsbereiten Gemeinschaft anzugehören. Es gäbe eine kleine, aber relevante Gruppe von Chinesen im Kiez, die sich auch in solchen Belangen füreinander einsetze.

»Für euch sehe ich da ehrlich gesagt schwarz. Wisst ihr überhaupt, dass alle Elternabende in dieser Kita nur in Mandarin abgehalten werden? Mich wundert, dass das heute nicht so ist. Muss an euch liegen.«

Und tatsächlich: Anfangs werden noch einleitende Worte auf Deutsch gesprochen, aber nach kurzer Zeit verstehen wir nur noch Chinesisch – also nichts.

Vielleicht ist unser Plan doch nicht komplett durchdacht ... Also scheidet auch diese Möglichkeit aus. Vielleicht ist es langsam an der Zeit, zu resignieren und aufzugeben. Zurück zu Alternative zwei?

»Zum Schreien komisch« *Freundin*



Frau Freitag

## **VOLL STRENG, FRAU FREITAG**

Neues aus dem Schulalltag

ISBN 978-3-548-37457-4  
[www.ullstein-buchverlage.de](http://www.ullstein-buchverlage.de)

Frau Freitags Klasse ist jetzt in der Zehnten. Alles dreht sich um den Abschluss. Wirklich alles? Während Frau Freitag ihre Schüler nachts auf Facebook an ihre Bewerbungen erinnert und tagsüber durch die Prüfungen schleust, haben Bilal, Emre und Mariam ganz andere Probleme: »Wie kam man eigentlich ins Internet, als es noch keine Computer gab?« – »Moment noch Frau Freitag, gleich fertig mit Handy.« – »Hab ich Selbstbräuner raufgesprüht und heute Morgen voll Schock: voll dunkelbraun.« Aber wie soll eigentlich Frau Freitag ohne ihre Klasse überleben?

US391

  
**ullstein**

## Das rappende Klassenzimmer



Frau Freitag

### **CHILL MAL, FRAU FREITAG**

Aus dem Alltag einer  
unerschrockenen Lehrerin

ISBN 978-3-548-37399-7  
[www.ullstein-buchverlage.de](http://www.ullstein-buchverlage.de)

Elterngespräche auf Türkisch, neue Bildungsansätze »Hitler hat die Mauer gebaut« oder gerappte Entschuldigungszettel: An Frau Freitags Schule geht es immer voll ab. Abdul und Ronnie haben keinen Plan von englischen Vokabeln, aber wissen alles über Klingeltöne und Menowin. Christine malt lieber mit Mascara statt mit Tusche. Und Elif, die Klassenqueen, stylt sich im Disco-Islam: rosa oder türkis und natürlich Kopftuch. Aber Frau Freitag findet: Ich habe den schönsten Beruf der Welt. Ihr Alltag ist absurd-komische Realsatire – verrückt, anrührend und vor allem sehr lustig.

US365

**ullstein** 



**Hier klicken**, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

# Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch  
**Vielleser**,  
Bücher**fan** oder  
Hobby**rezensent**?“

„Dann **lesen**,  
**kommentieren** und  
**schreiben Sie** mit auf  
**vorablesen.de!**“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel  
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden  
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



**vorablesen.de**

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren